

Spiegelungen

Dieser verdammte Einstieg. Er muss knackig sein, »sexy«, wie manche journalistischen Lehrmeister und Ressortchefs gerne zu sagen pflegten. Die ersten Szenen sollen die Leser hineinziehen in die Geschichte, sie mitnehmen auf eine Reise voller Spannung, Gefühle, menschlicher Schicksale, auch Dramatik und überraschender Wendungen. Aber bloß nicht zu viele Szenen und Protagonisten. Das verwirrt das Publikum, dann steigt es aus, bevor die Story richtig begonnen hat. Und die ganze Recherche, die manchmal Wochen, ja Monate gedauert hat, ist für die Katz. Vielleicht ein schicker Cliffhanger gleich am Anfang, der so viel Spannung aufbaut, dass der Leser gar nicht anders kann als weiterzulesen. Wie bei einer starken Filmserie. Oder gleich wie beim Blockbuster.

Wie oft saß ich in den vergangenen 30 Jahren des Journalisten-Daseins vor dem wortlosen Screen meines Laptops, am Anfang noch vor der Schreibmaschine, und rang um diese ersten Szenen und Sätze. Stundenlang, manchmal auch einen ganzen Tag. Oft dauerte der Einstieg länger als die halbe oder ganze Geschichte. Von wegen Cliffhanger! Nicht selten hängt sich mir eher das Hirn aus. Auf jeden Fall sollten die ersten Passagen doch gut geschrieben sein, das ist das Mindeste. Noch besser wäre es, wenn es stilistisch und sprachlich perlt, die Feder edel ist. Immerhin gilt die Reportage, die journalistische Stilform des Storytellings, als Königsdisziplin

medialen Schaffens. Jedenfalls haben dies jahrzehntelang die Großmeister der schreibenden Zunft und so mancher Medienwissenschaftler behauptet. Seit dem Skandal um zahlreiche Fake-Reportagen des dauerpreisgekrönten Spiegel-Redakteurs Claas Relotius im Jahr 2018 sind sie in der Hinsicht zwar etwas schmallippiger, wenn nicht sogar selbstkritischer geworden. Aber das hilft mir im Moment auch nicht groß weiter, es ist ein Schrecken vor dem leeren Blatt, der Horror vacui.

Mit welchen Szenen soll ich also einsteigen, um das Thema »Narzisst und Vollmund?« auf den Erzählweg und in Schwung zu bringen? Viele Bilder, Erlebnisse und Erfahrungen schwirren mir durch den Kopf. Da wäre etwa jener jung-dynamische Lokalredakteur mit beachtlichem Selbstbewusstsein und ausgeprägtem Karrieresinn. Berichte aus dem örtlichen Gemeinderat, dem lokalen Kulturleben oder gar über Kleintierzuchtvereine, da schien er sich ganz sicher zu sein, konnten nur eine Durchgangsstation sein. Das Sprungbrett dorthin, wo angeblich der wahre und wichtige Journalismus stattfand: zu größeren Zeitungen mit höherer Auflage und größerer öffentlichen Aufmerksamkeit. Er pflegte eine Besonderheit, fast ein Ritual, das mir bis heute im Gedächtnis blieb: Bevor er einen Bericht zu schreiben begann, haute er zuallererst seinen Namen oder sein Kürzel in die Tasten des Computers – auch wenn es sich nur um eine kleine Meldung handelte, die von der regionalen Polizeibehörde kam und die er lediglich um zwei oder drei Wörter veränderte. Schreiben war eigentlich seine Sache, dafür brannte er, wie er in der Redaktion sagte. Als er schließlich zu einer regionalen Zeitung mit höherer Auflage wechselte, übernahm er primär organisatorische Aufgaben. Texte verfasste er nur noch selten. Jetzt habe er es geschafft, ließ er beim Bier mit den alten Kollegen anklingen. Die Treffen wurden immer spärlicher.

Oder könnte die Szene aus einer Reportageschule in Baden-Württemberg der passendere Einstieg sein? Es war eine klassische Übung: Die Journalistenschüler sollten ein spannendes Thema fin-

den, das in der Stadt oder der Region spielte, und dazu eine Telefonrecherche führen. Die Barriere, zum Telefonhörer zu greifen, war manchen der Digital Natives anzumerken. Eher gelangweilt bis misstrauisch rief einer der Nachwuchsjournalisten die örtliche Stadtverwaltung an und wurde zu einer Mitarbeiterin durchgestellt. Sein Ton in dem Gespräch wirkte hart, die Fragen spulte er herunter, als ob es eine Checkliste abzuhaken gelte. Wurde am anderen Ende gesprochen, verzog er wiederholt das Gesicht. Dann legte er auf. »So eine blöde Schlampe«, tönte er, gut wahrnehmbar. Ich war fassungslos. »Das geht überhaupt nicht. Was bildest du dir eigentlich ein?«, fuhr ich ihn an. Als damaliger Dozent für Recherche hätte ich ihn in diesem Moment am liebsten von der Schule geworfen.

Der »pädagogische Leiter« der Reportageschule, selbst auch Journalist, hatte freilich deutlich mehr Empathie: So sei der halt, meinte er damals, »Hauptsache, er kann was.« Vielleicht rührte sein großes Verständnis auch daher, dass er selbst mitunter den angehenden Journalisten von ganz besonderen »Tricks« erzählte. Etwa von dem, Menschen, die für eine Geschichte wichtig seien und mit der Presse nicht unbedingt reden wollten, an der Sprechanlage ihrer Wohnung zu sagen, man komme von der Polizei – um bei späteren skeptischen Nachfragen zu erklären, man sei gerade bei der Polizei gewesen, komme also quasi von ihr. Ein No-Go-Vorgehen, das aus dem fragwürdigen Bestand des Boulevards stammt. Mitunter plauderte der »pädagogische Leiter« vor den Schülern auch munter davon, dass sein Text gerade von der Dokumentationsstelle eines Magazins geprüft worden sei und er gebeten worden sei zu sagen, welche Details denn überhaupt stimmen würden. Pädagogisch wertvoll? Jener Reportageschüler muss damals jedenfalls einiges gelernt haben. Heute gilt er in der deutschen Medienszene als frecher Meister seines Faches.

Im Repertoire einschlägiger Erfahrungen gäbe es noch den Redakteur einer Landeszeitung, der sich ganz und gar dem investigativen Journalismus zuschrieb. Und arg darunter litt, dass seine aus

eigener Sicht opulente Enthüllungsexpertise von der Chefredaktion nicht richtig erkannt, geschweige denn gewürdigt wurde. Wie gut tat es da, dass er mit Kollegen eine Veranstaltung in der oberschwäbischen Provinz hatte und die Mitglieder der Gruppe auf Plakaten als »investigative Topjournalisten« angekündigt worden waren. Als die Veranstaltung zu Ende war und die Gruppe die nächste Kneipe anpeilte, fehlte der von der ignoranten Chefredaktion verkannte top-investigative Topjournalist plötzlich. Er war ins Büro des Veranstalters gegangen, um sich mit einigen Plakaten einzudecken. Und fortan wusste zumindest die Wand seines Büros ausführlich davon zu berichten, dass er der Elite der Enthüllungskünstler angehört.

Und da wäre noch jener Journalist, der im Kontext einer der zahllosen Journalistenpreise (es soll mehr geben als das Jahr Tage hat) seine Stimme jenem Claas Relotius gab – um wenig später, nach Bekanntwerden des Skandals, im vollen Brustton der Selbstüberzeugung zu kommentieren, dass die Spiegel-Redaktion dem Schönschreiber viel früher auf die Schliche hätte kommen müssen. Oder der Magazinjournalist, den ich in dessen Wohnung besuchte, um eine Recherche zu besprechen. Die ganze Zeit schaute er an mir vorbei, in den übergroßen Spiegel, der sein Arbeitszimmer schmückte.

Gerade fällt mir auf, dass es lauter Männer sind, die mir in den Sinn kommen, wenn ich an Narzissmus und Vollmundigkeit im Journalismus denke. Noch mehr erschreckt mich jedoch ein anderer Gedanke: Wenn ich ehrlich bin, könnte ich auch mit mir selbst einsteigen. Nicht nur in den selbstreferentiellen Journalistenrunden abends beim Bier oder Rotwein, sondern auch in der Familie, wenn Besuch da war, liebte ich es stets, über meine jüngste veröffentlichte Geschichte zu erzählen. Episch breit, ausgeschmückt mit jedem Detail der natürlich höchst aufwändigen, manchmal auch nicht ganz risikolosen Recherche. Ich bildete mir ein, dass diese narrative Selbstoffenbarung nötig sei, um journalistische Erfahrungen loszuwerden. Weil sie mich wahrscheinlich irgendwie belas-

teten. Tatsächlich aber genoss ich es, wenn manche Zuhörer stauend nachfragten oder beim Wort »Mafia-Recherche« zusammenzuckten und große Augen bekamen. Es war keine Therapie in eigener Sache. Sondern Selbstbespiegelung.

Heute kann ich nicht so tun, als ob mich das alles nichts mehr angeht, nur weil ich raus bin aus dem Medienbetrieb und jetzt an einer Hochschule arbeite. Einmal Journalist, immer Journalist. Was jetzt schon wieder irgendwie nach Mafia klingt.

Mitunter machen journalistische Selbstdarsteller sogar Betriebsausflüge. Im Fachjargon heißen sie Journalistenpreisfeiern. Und vielleicht taugt eine besonders eindrucksvolle Ausgabe dieser Medienfeste, deren Gast und Zeuge ich war, besonders gut für diesen Einstieg. Es war im Frühjahr 2009. Zu dieser Zeit galten Journalisten noch etwas in diesem Land. Die Auflagen und Werbeerlöse von Zeitungen und Zeitschriften schmolzen zwar schon seit längerem sichtbar ab, doch bis dahin waren Verlage über lange Zeit wahre Gelddruckmaschinen mit hohen Renditen gewesen. Die Gehälter von fest angestellten Redakteuren waren noch gut bis üppig, ihre Stellen weitgehend sicher, ihre beruflichen Selbsteinschätzungen von wenig oder keinerlei Zweifel getrübt. »Web 2.0« war noch ein vager Begriff, vielleicht eine Entwicklung, die irgendwann in der Ferne einmal kommen könnte. Doch noch konnten die Medienrezipienten nicht per Smartphone selbst mitmischen im journalistischen Betrieb, in eigenen Blogs, Communities oder Filter Bubbles. Noch waren Journalisten weitgehend die einzigen Gatekeeper. Was sie täglich an Themen und Stoffen selektierten und veröffentlichten, hatte das Publikum zu goutieren. Denn es war ja alles hochprofessionell und auf die Bedürfnisse der Leser, Zuschauer und Hörer fein und richtig abgestimmt. Glaubten zumindest die Journalisten, wir Journalisten. Und noch war die veröffentlichte Meinung weitgehend die öffentliche Meinung.

Beste Bedingungen also, um sich bei einer Preisverleihung wieder einmal selbst zu feiern. Im ehrwürdigen Deutschen Histori-

schen Museum in Berlin hatte sich die Szene eingefunden: Journalisten aus ganz Deutschland, darunter bekannte Branchensichter aus Funk und Fernsehen. Alles war angerichtet für das Schaulaufen der »vierten Gewalt«. Nur der Blick auf den Programmablauf irritierte: Gerd Ruge, der renommierte ARD-Journalist, wurde für sein Lebenswerk geehrt – doch statt zum krönenden Abschluss, wie es dramaturgisch üblich gewesen wäre, hatte der Veranstalter diesen Akt an den Anfang der Feier gesetzt. Zwei Stunden später war zu erahnen, warum.

Die Preisträger, die vor der Hauptfütterung der versammelten Journalistenschar geehrt wurden, hatten Glück. Die Laudationes auf sie und ihre Dankesreden gingen gut hörbar über die Bühne. Das änderte sich abrupt, als der kulinarische Hauptgang beendet, die Teller geleert waren. Erste Grüppchen bildeten sich, nach und nach steckten immer mehr Journalisten die Köpfe zusammen und begannen intensiv einer Kernkompetenz nachzugehen: der ausgedehnten Kommunikation über sich und die eigene Branche. Gebührend wurden die eigenen Publikationsleistungen der vergangenen Wochen gewürdigt. Und die der Konkurrenz mit derselben Lust und Leidenschaft niedergemacht. »Unser Stück ist eindeutig stärker«, befand ein Journalist, der gerade vom Stern zum Spiegel gewechselt war. Es ging um die Berichterstattung zu einem Suizid. Der Unternehmer Adolf Merckle hatte sich in Blaubeuren vor den Zug geworfen.

Unterbrochen wurde die rundum objektive Blatt- und Konkurrenzkritik von einem anderen Magazinjournalisten, der für ein Interview ausgezeichnet worden war, die Dankesrede sichtlich aufgeregt vom Blatt abgelesen hatte und nun seiner Selbstkommunikationsgruppe die filmreife Frage stellte: »Wie war ich?« Und wenn man schon dabei war, sich und die eigene Branche zu bespiegeln, durfte die allseits beliebte Klage über das Management des eigenen Medienhauses partout nicht fehlen: »Die haben null Ahnung von Journalismus.«

Die Kommunikation in eigener Sache war in vollem Gange, der Lautstärkepegel schwoll immer mehr an. Da störte auch nicht sonderlich, dass die Zeremonie weiterging. Als der bekannte Leitartikler Heribert Prantl die Arbeit einer jungen Preisträgerin würdigte, die im Irak damals junge einheimische Journalisten ausbildete, kämpfte seine Rede trotz Mikrofon mit Stimmengewirr. Prantls bitterer Hinweis war nur noch in den vorderen Reihen einigermaßen zu hören: Einige der irakischen Nachwuchsjournalisten seien inzwischen getötet worden.

Die Laudatio auf einen kabarettistisch aktiven Journalisten, gedacht als Schlusspunkt der offiziellen Preisverleihung, verhallte dann vollends in der lärmenden Kakophonie. Man stelle sich vor, die Würdigung des Lebenswerks von Gerd Ruge, dem Urgestein des deutschen Journalismus, hätte tatsächlich in solch einer unwürdigen Atmosphäre stattgefunden. Die Veranstalter schienen es vorausgesehen zu haben.

Ich ließ den Nachtisch stehen und ging. Wie stolz war ich gewesen, als ich nach Berlin gereist war, stolz darauf, für einen Abend zu diesem besonderen Kreis von Journalisten zu gehören. Und wie enttäuscht, auch wütend war ich jetzt ob dieser unangebrachten, ja fast schon zynischen Selbstinszenierung meiner Branche. Wenn man, davon war ich überzeugt, Kindern sagt, sie sollen sich für zwei Stunden ruhig verhalten, weil sich das einfach so gehört, kriegen die das hin. Wir Journalisten offenkundig nicht.

So, der Einstieg wäre irgendwie geschafft. Eine Einstellung, auch Wertung und Haltung dürfen oder sollen im journalistischen Storytelling aufscheinen, so habe ich es mal gelehrt bekommen. Daran habe ich mich gehalten. Ja, ich kann diese ich-bezogenen, teilweise schon egomanischen Attitüden, die (zu) viele Journalisten an den Tag legen, nicht ab. Auch nicht diese drüberstehende Besserwissererei. Und dieses ständige Rechthaben-wollen, auch wenn es um Belange oder Kritik des Publikums geht. Journalisten haben einfach ihren für Demokratie und Gesellschaft wichtigen Job zu machen.

Und sich nicht als unangreifbare Helden, regelrechte Stars der Medienmanege, zu gerieren. Basta.

Basta? Von wegen. Mal abgesehen davon, dass ich mir damit selbst den Spiegel vorhalte, was ziemlich schmerzt: Dass es selbstliebende Journalisten gibt und kaum ein Medienmacher vor Selbstbespiegelungen gefeit ist, das ist wohl so. Und ist doch nur ein Bruchstück dessen, was man Realität nennt. Und »objektiv« – immer noch das Zauberwort mancher medialen Zampanos und nicht gerade weniger Medienrezipienten – ist es schon gar nicht. Die von mir geschilderten Szenen habe ich exakt so erlebt, doch es sind subjektiv wahrgenommene Erfahrungen, ganz aus meinem Denken, Erleben und meiner Einstellung heraus wertend dargestellt. Ich habe Wirklichkeit konstruiert. So wie es bei jeder journalistischen Darstellung der Fall ist.

Siegfried Weischenberg, der Doyen der deutschen Medienwissenschaft, versucht das seit Jahrzehnten Journalisten zu vermitteln. Mit offenbar mäßigem Erfolg. Eine Szene, die sich bei »Lanz« abspielt hat: Die Neurowissenschaftlerin und Journalistin Maren Urner und der stellvertretende Welt-Chefredakteur Robin Alexander streiten in der ZDF-Talkshow darüber, ob journalistische Berichterstattung objektiv sein kann. Kann sie definitiv nicht, betont Urner und argumentiert mit ihrer ganzen Expertise. Es handele sich um konstruierte Wirklichkeit. Dauer-Lanz-Gast Alexander, dem es irgendwann gelingen wird, in zwei Live-Talkshows gleichzeitig zu sitzen, schaut so irritiert und ungläubig, als ob der Kanzler seinen politischen Kommentar vom Tage nicht ernst genommen hätte. Natürlich gebe es objektive Berichterstattung, natürlich berichte er selbst objektiv. Als Urner nicht lockerlässt und dem Starjournalisten, nochmals zum Mitschreiben, den Konstruktivismus sowie entsprechende neurowissenschaftliche Erkenntnisse erläutert, greift der zur Höchststrafe: Er tätschelt für einen kurzen Augenblick Urners Rücken. Es wirkt verlegen, aber auch gönnerhaft. Und konstruiert.

Journalismus ist nicht binär, schwarz oder weiß, glänzend oder grottenschlecht. So wie alle Menschen in dieser Gesellschaft nicht fein geordnet in die eine oder andere Schublade zu stecken sind. Es gibt eben auch Nuancen, Zwischenräume, die andere Seite – andere Beispiele, andere Protagonisten von Journalismus. Und natürlich spielt sich nicht jede Medienpreisverleihung so Egoshooter-artig ab wie die beschriebene im Jahr 2009. Zudem gibt es Entwicklungen. In der Medienszene sind sie gravierend. 16 Jahre und etliche Krisenerfahrungen später hören sich Kommentare von Journalisten in eigener Sache häufig ganz anders an: verunsichert, frustriert, sogar selbstkritisch. »Der Berufsstand hat eine gewisse Arroganz, wo teilweise Demut angesagt wäre«, sagt etwa der Redakteur einer überregionalen Tageszeitung in einem der zwanzig Interviews, die drei Heidelberger Hochschulkollegen und ich 2021 für unsere Studie zur Transformation der Medien geführt haben.

Um differenziert, hintergründig, auch fair vorzugehen, sollte jede Geschichte immer wieder ins Gegenlicht gerückt werden. Paradoxes Denken, als bewusst gegen scheinbar feststehende Muster gebürstetes Denken, kann festgezurte Systeme aufbrechen, sie zumindest irritieren. Das gilt wohl nicht nur für die Medien und ihre Macher. Sondern auch fürs Medienpublikum. Nur einfach einmal gefragt: Gibt es unter Lesern, Zuschauern, Zuhörern und Usern nicht auch genügend Lautsprecher, die, verliebt in die eigene hermetische Position, felsenfest wissen, wie »der« Journalismus zu funktionieren hat und wie schlecht, einseitig, unkritisch und mächtig manipuliert er inzwischen sei – und die dabei vielleicht gar nicht so richtig wissen, wie Journalismus geht?

Gegenlicht

Wenn das Bild des rasenden Reporters überhaupt jemals zugetroffen hat – auf Horst Diening ganz sicher nicht. Ging es in der Lokalredaktion hektisch zu und liefen einige Redakteure wie aufgescheuchte Hühner durch das Großraumbüro, um hastig Themen zu besprechen, Unterlagen oder einen Kaffee zu holen, dann saß er seelenruhig auf seinem Stuhl, nippte an seinem Pils und schrieb. Und schrieb. Und schrieb. Wortlos. Der Computer hätte irgendwann zu rauchen beginnen müssen, so heftig und anhaltend hämmerte »hd«, wie er von allen Kollegen genannt wurde, auf die Tasten. Wie ein Pianist, der stundenlang das Furioso eines eher gröberen, monumentalen Stücks bearbeitet.

So war es vornehmlich freitags. Der Tag vor dem Wochenende war und ist bei Tageszeitungen schon immer Großkampftag: Die Samstagsausgabe hat den größten Umfang, weil der Platz für journalistische Inhalte abhängig ist von der Menge an Anzeigen, die Unternehmen, Organisationen oder Privatpersonen aufgeben. Und dies tun sie bevorzugt für die beiden Wochenendtage, weil da potenzielle Kunden, Stellensuchende oder Kontaktinteressierte mehr Zeit zum Lesen haben. Die ökonomische Dimension von Medien bestimmt also den Raum für redaktionelle Inhalte. Damals, Anfang der 1990er Jahre, waren diese Räume noch groß, da waren die Samstagsausgaben von Tageszeitungen dick und fett. Inzwischen sind sie nicht selten fast auf die Hälfte abgemagert.

Dass Horst Diening vor allem freitags seine Finger sich wund schrieb, lag aber auch daran, dass am Vortag stets der Kreistag des Landkreises Esslingen tagte. Oder einer seiner verschiedenen Ausschüsse. Der aus Norddeutschland stammende Journalist, den die Liebe und der Beruf ins Schwabenland verschlagen hatten, war der kreistagspolitische Berichterstatte der Lokalzeitung. Stundenlang saß er donnerstags in den Sitzungen, um an nächsten Tag stundenlang darüber zu schreiben. Vier lange drei- oder vierspaltige Artikel, dazu ein Zweispalter und am Ende noch ein 120 Zeilen langer Kommentar zu einem besonders wichtigen Landkreisthema – das alles konnte beim Tasten-Furioso schon mal aus dem Computer quillen. Und das halbe Blatt zupflastern. Horst Diening war das, was in journalistischen Fachkreisen ein »Riemenschreiber« genannt wird.

In der regionalen Medienszene wurde er manchmal belächelt, für diese XXL-Berichte, die meist auch im sehr nüchternen Ton daher kamen, ohne reportagige Girlanden oder gar Perlenketten. Und für eine Eigenart, die nur er hatte: Immer, wenn »hd« von Kreisräten schrieb, setzte er in Klammern »männlich und weiblich« dahinter. Das war, 30 Jahre vor der großen, häufig emotionalen Debatte übers Gendern, für ihn eine ganz nüchterne Selbstverständlichkeit. Weil das einfach sein Berichtstil war: sachlich, genau und eben auch wertschätzend. Und so waren auch seine Kommentare: Wenn eine kreispolitische Entscheidung seiner Meinung nach abwegig bis absurd war, schrieb er das auch, begründete freilich seine Einschätzung und Wertung ausgiebig, mit trockenen Argumenten. Dafür schätzten ihn Kreispolitiker. Manche fürchteten ihn auch.

Fürs Infotainment, das in dieser Zeit in größeren Blättern zunehmend um sich griff (Motto: »Der Leser will bei der Lektüre auch unterhalten werden«), taugte dieser überzeugte Chronist so wenig wie für die gleichzeitig zunehmende Personalisierung im Journalismus. Wenn in der Redaktion der mediale Trend diskutiert wurde, Berichte nicht mehr nur mit dem Kürzel, sondern mit dem ganzen Namen des jeweiligen Redakteurs zu zeichnen und Kommentare

auch noch mit dem Konterfei des Verfassers zu zieren, sagte er lange kein einziges Wort. Sondern lächelte nur sein typisches Lächeln, von dem man nicht genau wusste, ob es nur Ironie bedeutete. Oder schon geharnischte Kritik. Dann schaute er seine Kollegen eindringlich an, mit seinen hellen blauen Augen: »Und damit soll der Journalismus besser werden?« Es war eine rhetorische Frage.

Das branchentypische Du mied er, auch Kollegen, die wie er schon fast zwanzig Jahren im Haus waren, siezte er. Junge Journalisten konnten von Horst Diening eine Strategie lernen, die ähnlich aus der Zeit gefallen schien. Hatte man eine gute Geschichte recherchiert oder dachte man zumindest, eine gute Geschichte recherchiert zu haben, war es natürlich das Ziel, dass sie in der nächsten Ausgabe einen würdigen, prominenten Platz bekam. Am besten als Aufmacher, also ganz oben auf der ersten Lokalseite. Dienings Motto aber war: »Drin ist drin. Egal, wo.«

Was er damit meinte, erschloss sich mir erst, als ich eines Tages das mysteriöse Verschwinden von Akten in der örtlichen Verwaltung recherchiert hatte. Für die lokale kommunalpolitische Berichterstattung war der Redaktionsleiter verantwortlich. Also hätte ich die Story mit ihm besprechen müssen. Nun hatte der Redaktionsleiter regelmäßig einige Kritik des damaligen Oberbürgermeisters auszuhalten, wenn es um unbequeme Berichterstattung ging. Daher war zu vermuten, dass er über eine weitere Auflage des Rathaus-Grollens nicht unbedingt amused wäre. Der zeitliche Zufall wollte es, dass er an diesem Nachmittag nicht mehr in der Redaktion war, sondern bereits in einer Mammut-Gemeinderatssitzung. Was tat Horst Diening? Er übernahm für die aktuelle Ausgabe die Aufgabe des Blattmachers und platzierte meine Geschichte hinten, auf der vierten Lokalseite, ziemlich versteckt.

Am nächsten Morgen war ich kaum in der Redaktion, als der Lokalchef mit einem ziemlich roten Kopf auf Diening und mich zu-steuerte. »Diese Geschichte war mit mir nicht abgesprochen«, wet-terte er. Horst Diening gab den Ahnungslosen: »Aber Sie haben sich

gestern Abend, nach der Gemeinderatssitzung, unsere Seiten doch bestimmt noch angesehen?» Er wusste oder ahnte zumindest, dass der Redaktionsleiter nach der Gemeinderatssitzung stets schon zu schreiben begann und daher höchstens die ersten beiden Seiten des Lokalteils überflogen hatte. So war's auch. Der Lokalchef drehte sich um und ging polternd zurück in sein separates Büro. Drin ist drin.

Wochenenddienste sind für Lokaljournalisten besonders stressig. Meist sind sie allein am Start, müssen die ganze Arbeit, die sonst mehrere Redakteure machen, in Eigenregie stemmen: Artikel von freien Mitarbeitern redigieren, also sprachlich und stilistisch bearbeiten, auf die richtige Länge bringen und ihnen Überschrift und Unterzeile geben, dazu noch selbst auf Termine gehen, etwa zum Jubiläum der örtlichen Feuerwehr oder zur Hauptversammlung eines Vereins, darüber einen Bericht verfassen und am Sonntagabend den gesamten Lokalteil layoutieren. Da ist schnelles, auch rationelles Vorgehen gefragt. Langes Überlegen, welcher Titel der Artikel zum Beispiel bekommen soll, hält den medialen Betrieb auf. Horst Diening hatte auch da eine ganz eigene, hochrationelle Methode entwickelt: »Ehrungen standen im Mittelpunkt« – so titelte er leidenschaftlich gerne Berichte über derartige Lokalveranstaltungen. Was inhaltlich definitiv stimmte, denn bei Jubiläen oder Vereinsversammlungen werden immer irgendwelche Mitglieder geehrt. Ob die Überschrift allerdings gleich drei Mal auf einer Seite stehen sollte, was »hd« zuweilen schaffte, darüber ließe sich aus Publikums-sicht streiten.

Vielleicht sollte auch noch jene Überschrift erwähnt werden, die Horst Diening fast den Job gekostet hätte. An einem Wochenende, an dem es ihn mal wieder als Diensthabenden erwischte hatte, begab es sich, dass die Landfrauen des kleinen Ortes Altdorf ein traditionelles Treffen von Landfrauen veranstalteten, das als »Altdorfer Tage« regional bekannt war. Dem obligaten Artikel dazu verlieh Diening in der Hitze medialer Hektik einen eher doch unglücklichen Titel: »Altdorfer Frauen hatten wieder ihre Tage«.

Normalerweise haben Redakteure nach ihrem Wochenenddienst am Montagmorgen frei. »Hd« aber wurde an diesem Tag, an dem seine polysemantische Überschrift erschienen war, schon morgens einbestellt. Von der Verlegerin persönlich, die zu polysemantischen Überschriften an diesem Tag überhaupt keine positive Affinität entwickeln konnte. Der Donner war bis in die Redaktionsräume zu hören. Das Maß sei voll – irgendetwas in dieser Richtung war aus dem lauten Grollen herauszufiltern. Doch die erfahrene Verlegerin der Nürtinger Zeitung, die schon als junge Frau die Führung des medialen Familienunternehmens übernommen hatte, wusste auch, was »ihre« Redaktion an diesem Chronisten hatte. Und so saß Horst Diering weiterhin freitags stoisch-schweigend vor seinem Computer, das Pils daneben, und hämmerte und hämmerte und hämmerte.

Der andere Journalist, von dem ich eine Menge für und über diesen eigen-artigen Beruf gelernt habe, passte eher zum gängigen Bild eines Reporters. Bruno Bienzle kannte Gott und die Welt. Gefühlt den ganzen Tag telefonierte oder mailte er mit Leuten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport, sammelte Informationen im Akkord. Schon morgens um neun Uhr, wenn andere Journalisten noch beim Frühstück saßen. Und sehr häufig bis 22 oder 23 Uhr, wenn er die Redaktion verließ. Bienzle war immer on wire, was zu seiner schlanken, drahtigen Figur passte. Wobei er über einen solchen Satz sicherlich ziemlich gewettert hätte. Wenn schon ein sprachlich gesetzter Bezug, ein Vergleich oder gar eine metaphorische Wendung, dann gefälligst passend und nicht bemüht konstruiert oder schief. Bei aller Schnellschreiberei, die gerade in tagesaktuellen Nachrichtenmedien schiere Notwendigkeit ist: Die Sprache muss stets korrekt angewandt werden. Punkt. Das war sein Credo.

Und Bienzle kannte die journalistischen Hochgeschwindigkeitstests bestens: Bevor er Lokalchef der Stuttgarter Nachrichten wurde, hatte er im Sport gearbeitet, also dort, wo sich vor Ort in Sekundenschnelle alles ändern kann und das, was bereits geschrieben ist, völlig überrollt wird – von einem Tor in der Nachspielzeit oder

einem Weitsprung-Weltrekord im letzten Versuch. Als Reporter war er bei Olympischen Spielen, Weltmeisterschaften und anderen sportlichen Großevents, tourte durch die ganze Welt, brachte die spannendsten und witzigsten Anekdoten mit. Und eben auch dieses strenge Sprachregelwerk, bei dessen Verstoß er ziemlich humorlos die gelbe Karte zücken konnte (und bei Verwendung *dieser* müden Metapher die rote).

»Zu der Veranstaltung kamen über 400 Besucher.« Klingt nach einem unfallfreien Satz. Von wegen. »Über« sei eine räumliche Präposition, dozierte Bruno Bienzle, doch die Veranstaltung sei ja wohl nicht über die Besucher hereingebrochen. Also, richtig müsse es heißen: »mehr als«. Wer im Artikel eine Terminangabe wie »ab 14 Uhr« schrieb, bekam von ihm den Ratschlag, er möge sich bei der Bahn bewerben. Die dortige Sprache beherrsche man ja schon: »Stuttgart ab, Stuttgart an.« Es muss natürlich »von 14 Uhr an« heißen. Und dann der Klassiker, der tatsächlich bis heute in zahllosen Berichten steht, analog wie digital: »Der Wanderverein feiert sein 50-jähriges Jubiläum.« Bei solchen Sätzen begann Bienzles Stimme schon mal gefährlich zu vibrieren: »Ach so, der Verein feiert 50 Jahre lang sein Jubiläum?« Fortan getraute sich niemand mehr in der Redaktion eine solche sprachliche Sünde. Sondern schrieb brav und richtig: »Der Wanderverein feiert sein 50-Jahr-Jubiläum« – oder »sein 50-jähriges Bestehen«.

Ähnlich genau nahm es Bruno Bienzle mit seiner Methode, ein Thema und eine Recherche von Redakteuren auf Relevanz zu prüfen. Und vor allem auf mögliche Defizite. Er bat, wenn er gerade mal nicht am Telefonhörer oder Handy hing, den jeweiligen Mitarbeiter zu sich an seinen Schreibtisch. In wenigen Sätzen hatte der dann die wichtigsten Ergebnisse seiner Recherche vorzutragen. Bienzle hörte konzentriert zu, überlegte kurz, bevor der entscheidende Moment kam. Wenn er sich in seinem Stuhl zurücklehnte, war alles okay. Richtete er sich aber abrupt auf und hob sogar noch seinen rechten Zeigefinger, dann drohte es eher unbequem zu werden. In

diesem Fall hatte Bienzle Lücken entdeckt. Und die wusste er in ausgesprochen direkter Weise zu benennen. Danach schlich so mancher ziemlich geknickt und zusammengefoldet zurück in seine Wabe im Großraumbüro. Es konnte der Alptraum sein. Ein lehrreicher Horror.

So heftig Bienzles Schelte bei Recherchelücken sein konnte, so engagiert stand er hinter seinen Mitarbeitern, wenn es nach einer veröffentlichten Geschichte Ungemach von außen gab. Oder von innen, der Chefredaktion. Oder gleich von außen und innen. Der Name Rolf Deyhle steht beispielhaft für einen solchen Fall. Der »Immobilien-Mogul«, wie er in der Presse lange genannt wurde, hatte Anfang der 1990er Jahre Musicals wie »Cats« oder »Phantom der Oper« übernommen, die der Theaterproduzent Frieder Kurz Ende der 1980er Jahre nach Deutschland gebracht hatte. Zwischen den beiden Schwestern hatte es einen filmreifen Konflikt und Showdown gegeben, aus dem Deyhle als Sieger hervorgegangen war. In Stuttgart-Möhringen, draußen vor der Stadt auf den Fildern, baute er ein monumentales Musical-Center, wo »Miss Saigon« als erstes Stück an den Start ging. Weitere folgten. Die hohe Landespolitik zeigte sich gerne bei den Premierenfeiern. Und der Chefredakteur bestand darauf, in den Berichten Deyhle als »Milliardär« zu bezeichnen.

Man ahnt, dass eher kritische Berichte über den »Stuttgarter Musicals-König« nicht eben das Wohlgefallen desselbigen und seiner Fans fanden. Einer hatte den Vorwurf zum Inhalt, Deyhle habe Gelder namentlich britischer Musicalinvestoren dazu verwendet, um Finanzlücken in seinem Immobilien-Imperium zu schließen. Ein anderer, dass die Besucherzahlen im Stuttgarter SI-Centrum nicht wirklich den Erfolgsquoten entsprachen, die der Hausherr über seine Pressestelle gerne propagierte. Ein SWR-Rundfunkkollege und ich hatten interne Unterlagen bekommen, die diesen quantitativen Widerspruch aufzeigten.

Bruno Bienzle hatte an jenem Morgen kaum seinen Ressortleiter-Platz eingenommen, als das Telefon klingelte. Was bei ihm ja nor-

mal war. Ungewöhnlich aber war die Lautstärke des Anrufers. Sie war so groß, dass die Worte am anderen Ende der Leitung noch bis zu entfernt liegenden Schreibtischen recht deutlich zu vernehmen war: »Dieser Nübel hat mir von schräg links ins Geschlecht getreten«, wettete Rolf Deyhle, und in diesem sprachlich eher gröberen Stil entwickelte sich die Philippika weiter. Bienzle blieb völlig ruhig. Er ließ den prominenten Anrufer weiter toben, bis er ihn bat darzulegen, wo konkret die Berichterstattung denn unzutreffend sei. Kurz darauf war das Gespräch beendet. Doch nicht die Causa. Irgendwann ließ mich der Chefredakteur wissen, diese Berichterstattung habe sein sehr gutes Verhältnis zu Deyhle zerstört. Wie ich später erfuhr, hatte Bienzle auch in diesem Kontext seinen Mitarbeiter verteidigt. Er selbst verlor kein Wort darüber.

Bruno Bienzle war ein passionierter Radfahrer. Nachdem er 2007 in Rente gegangen war, hatte er endlich die Zeit für sein sportliches Hobby. Es war ihm nicht lange vergönnt. Auf einer seiner Touren stürzte er so heftig, dass er vom Hals ab gelähmt war. Das Sprechen fiel ihm schwer, Schreiben war für den leidenschaftlichen Journalisten überhaupt nicht mehr möglich. Zunächst. Doch noch im Krankenhaus lernte Bienzle ein Gerät zu nutzen, das ihm ermöglichte, mit den Lippen einzelne Buchstaben in einen Schreibcomputer einzugeben. Seine Mails, die er auf diese extrem anstrengende Weise formulierte, waren meist lange Darstellungen und Kommentare, allesamt sprachlich akkurat wie eh und je. Häufig ging es um Entwicklungen des Journalismus, die ihn heftig umtrieben, bis zu seinem Tod im Jahr 2017. Negative Entwicklungen: ständig neue Sparrunden im Stuttgarter Pressehaus, wo er vier Jahrzehnte lang gearbeitet hatte, noch mehr Arbeit durch Multimedia, die von immer weniger Redakteuren geleistet werden muss, damit weniger Zeit für Recherche, für Qualitätsjournalismus.

Spreche ich heute mit früheren Kollegen der Stuttgarter Nachrichten, dauert es keine fünf Minuten, bis dieselben Themen wiederkehren. Viele haben die Südwestdeutsche Medienholding inzwi-

schen verlassen. Oder verlassen müssen. Nach der Zusammenlegung mit der Stuttgarter Zeitung habe man gehofft, dass die personellen Einsparungen endlich ein Ende hätten, erzählen sie. Doch das Management plane schon wieder neue Einschnitte. »Das ist doch stumpfes Runterwirtschaften von Journalismus«, sagen manche, Frust und Wut in der Stimme. Und: »Gut, dass Bruno Bienzle das nicht mehr erleben muss.«

Im Gegenlicht der oftmals klischierten Bilder »des« Journalismus stehen auch Szenen intensiver Auseinandersetzungen, manchmal sogar heftiger Streitgefechte: um die Qualität von Texten, die Bearbeitung des Themas, um verwendete Stilelemente, Strukturen, Motive, auktoriale Haltung, um Sprache. Sie finden in Räumen jenseits der medialen Öffentlichkeit statt, nicht einsehbar für Mediennutzer. Das Publikum erfährt erst im Nachgang, wer die journalistischen Preisrichter am meisten überzeugt hat und fortan seine Kurzbio mit einer der begehrten Auszeichnungen schmücken kann.

Im eher schmucklosen Saal des Kulturhauses von Mals im Vinschgau sitzt Anfang März 2023 die neunköpfige Jury – Journalisten verschiedener Medien und zwei Nichtjournalisten – an einem großen Tisch. Aufgeschlagene Laptops, daneben Kaffeebecher. Der nächste Text steht an: eine Reportage aus Bachmut, der von Putins Angriffskrieg tief verwundeten Stadt in der Ukraine. Bevor die Diskussion startet, stehen alle auf und inspizieren zuerst die ausgelegten Fotos zur Geschichte. »Richtig gut, reportagig, da wird genau beobachtet in dieser Ausnahmesituation«, befindet der Fotoredakteur eines bekannten Mediums. »Hält der Text, was die Fotos versprechen?«, fragt eine Magazinjournalistin. Die Debatte ist eröffnet.

Der Hansel-Mieth-Preis, den die schwäbische Reportageagentur Zeitspiegel seit 1999 vergibt, ist eine Besonderheit in der Branche: Er prämiiert Reportagen nach Text und Fotos. Abwechselnd findet die Jurysitzung im Remstal bei Stuttgart statt, wo die Journalistengemeinschaft ihren Sitz hat – und in dem kleinen Ort südlich des Reschenpasses, dort, wo sich die zerzausten Bäume vor dem Vinsch-

ger Wind verbeugen. Aus Mals stammte Gabriel Grüner, dessen journalistische Laufbahn ihn von Südtirol in den deutschen Norden führte, nach Hamburg, in die Auslandsredaktion des Stern. Und damit in Krisengebiete dieser Welt. Mit dem Zeitenspiegel-Gründer und Fotografen Uli Reinhardt, seinem Kollegen und Freund, hatte er diesen Preis erfunden. Die Sozialreportage lag beiden besonders am Herzen. Nahe an den Menschen sein, die Bedingungen, oft Missstände darstellen, in denen sie leben. Das war auch das Credo der aus dem Remstal stammenden Fotografin Hansel Mieth, die beim renommierten US-Magazin Life arbeitete und eindrucksvolle Reportagen schuf. Nach ihr benannten sie den Preis.

Gabriel Grüner erlebte nur die Premiere der Preisvergabe. Am 13. Juni 1999 wurden er, der Fotograf Volker Krämer und der Übersetzer Senol Alit im Kosovo erschossen. Am ersten Tag nach Ende des Krieges. Ein russischer Legionär hatte es auf ihr Auto abgesehen. Dafür tötete er drei Menschen. In Russland wurde er nie dafür belangt.

Seit Gabriels Tod vergibt Zeitenspiegel auch ein Stipendium, mit dem vornehmlich freie Journalisten und Journalistinnen aufwändige Recherchen angehen können, die von Redaktionen vermutlich nicht bezahlt würden. Und einen Schülerpreis in Südtirol. Beide Auszeichnungen tragen seinen Namen. Zu Beginn der beiden Jurytage in Mals legt Uli Reinhardt immer Blumen auf Gabriels Grab.

Einige Reportagen aus der Ukraine und Afghanistan sind diesmal in die Endauswahl des Hansel-Mieth-Preises gekommen. Doch auch Storys über Alleinerziehende, Alter, Einsamkeit, die Ausbeutung von Lkw-Fahrern, die durch Europa touren. Über jeden Beitrag wird diskutiert, um die Bewertung gerungen. Wertschätzend, aber auch kritisch und kritteln. »Die Geschichte zeigt eine große Nähe zur Protagonistin, ist aber nicht voyeuristisch«, meint ein Jurymitglied. Einspruch von der anderen Tischseite. »Mir fehlt der rote Faden, die klare Linie.« Mitunter gibt es auch Verrisse. Dann liegt die Bewertung deutlich unter dem Maximalwert von 3, den jedes Jurymitglied jeweils für Text und Foto vergeben kann.

Nach mehr als sechs Stunden nähert sich die Entscheidung. Finale Abstimmung. Die Reportage »Ich will eine normale Frau sein. Einfach so« aus dem Zeit Magazin macht diesmal das Rennen – eine sensibel geschriebene Geschichte über Ella, die mit zwölf Jahren beschloss, nicht mehr Eliah heißen zu wollen. Der Journalist Rudi Novotny und die Fotografin Anne Morgenstern hatten die junge Frau acht Jahre lang auf ihrem Weg voller Hoffnung und Euphorie, aber auch Enttäuschung und Verzweiflung begleitet. Neun weitere Reportagen werden in das Hansel-Mieth-Preisbuch aufgenommen, das jedes Jahr erscheint. Am Abend der Jurysitzung sitzen die Mitglieder gemütlich zusammen. Ende des Textstreits.